Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 39 (1963-1964)

Heft: 3

Artikel: Abenteuerliche Fahrt auf dem Rio Juruena : Erlebnisse auf einer einsamen Forschungsreise in den Urwald Brasiliens

Autor: Christinat, Jean-Louis

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073731

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abenteuerliche Fahrt auf dem Rio Juruena

Erlebnisse auf einer einsamen Forschungsreise in den Urwald Brasiliens

Von Jean-Louis Christinat

Zum sechsten Mal ist der Verfasser, im Alter von 30 Jahren, soeben zu einer Expedition in die unwirtlichen Gegenden zwischen Mato Grosso und Amazonas aus Genf abgereist. Das Genfer Museum und Institut für Völkerkunde (Musée et Institut d' ethnographie) hat ihn mit einer Mission zur weiteren Erforschung des Stammes der Erigpactsa betraut. Dies ist einer der vielen Indianerstämme im Urwald des brasilianischen Westens, die wir anderen Menschen noch kaum kennen. Im Bild am Kopf des Artikels sehen wir einen Erigpactsa-Krieger mit Bogen und Pfeilen, aufgenommen von J.-L. Christinat. Das erwähnte Genfer Museum besitzt die einzige «Sammlung Erigpactsa». In seinem folgenden ersten Artikel berichtet nun Christinat vom Beginn der völkerkundlichen Expedition, die er im Jahr 1962 unternommen hat, nachdem er sich zuvor schon in Brasilien mehrere Male bahnbrechend als Höhlenforscher betätigt hatte. Red.

Kein Zweifel, meine Expedition ist vom Pech verfolgt. In Cuiabá, Hauptstadt des Mato Grosso, muß ich zwei Wochen warten, bis mich ein Lastwagen zum Rio Arinos fährt. Von dort kommt man nur auf dem Wasserweg weiter. Und als ich am Arinos anlange, hat das Schiff, auf dem ich den Fluß hinunterfahren will, kein Benzin. Der Camion braucht weitere vier Tage, um Brennstoff zu holen. In der ersten Nacht auf dem Fluß gibt es eine Motorpanne. In Porto dos Gauchos, dem letzten zivilisierten Flecken meiner Reise, stellt mir der freundliche Leiter einer «Kolonie» ein Motorboot zur Verfügung. Hier treffe ich auch den Gefährten meiner kommenden Reisen und Abenteuer. Damit vergehen weitere acht Tage.

Am 13. Februar endlich starten wir zu einer ersten Etappe von 280 Kilometer, aber schon um halb sechs Uhr abends drückt ein schwimmender Baumstamm den Rumpf unseres Bootes ein, und wir sinken. Der Großteil des Materials, das auf dem Dach aufgepackt war, kann rechtzeitig gerettet werden. Aber unsere Nahrungsmittel, die im Kielraum verpackt waren, schwimmen weg, zerschellen an den Steinen der nahen Stromschnellen und verschwinden! Im ganzen bleiben uns kaum ein Dutzend Sardinenbüchsen, zwei oder drei Büchsen Pulverkaffee, einige Päckchen Maizena und zwei Büchsen Milchpulver. Pech ... Unheil ... Geister des Urwaldes, dessen Jungfräulichkeit man nicht ungestraft verletzt.

Am nächsten Morgen gelingt der Schiffsmannschaft eine Notreparatur. Das Boot ist wieder flott, und am Nachmittag biegen wir in die Gewässer des Rio Juruena ein. Am Abend kommen wir in Galpao an, einem Lager an den Ufern des Rio Juruena, 280 Kilometer von Porto dos Gauchos und etwa 140 Kilometer von meinem Ziel entfernt, von der Gegend, wo sich die Erigpactsa-Indianer befinden müssen.

Porto dos Gauchos

Hier treffen wir einige Seringueiros, Männer, die zur Kautschuk-Gewinnung in den Urwald gehen, und Goldsucher. Als wir ihnen sagen, daß wir zu zweit in einer Piroge weiterreisen wollen, erklären sie uns für verrückt: «Sie kennen den Rio Juruena nicht! Sie wollen eine Begegnung mit den Indianern riskieren ... Sie werden nicht zurückkehren! Wir sind an den Urwald gewöhnt. Wir würden unsere Füße nicht dorthin setzen. Sie gehen einem sicheren Tod entgegen!»

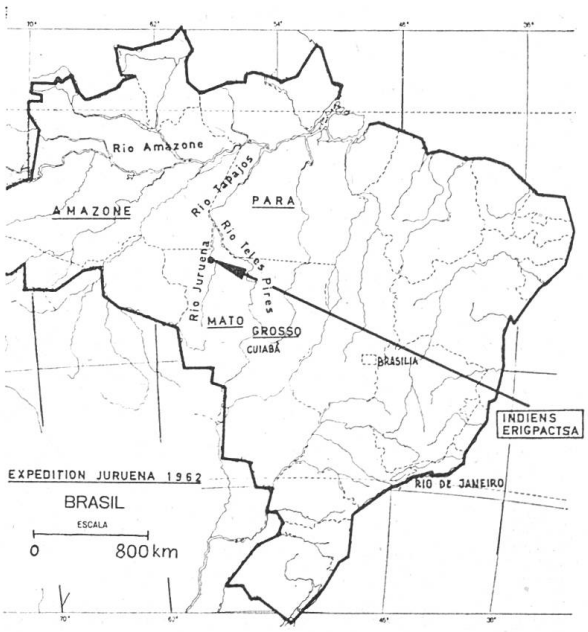
Wir achten nicht auf dieses Gerede und geben den Leuten bekannt, daß der Direktor der Kolonie von Porto dos Gauchos sie anweise, uns eine Piroge zu verschaffen. Offensichtlich erbost über unsere Hartnäckigkeit erklären die Seringueiros, wenn wir eine Piroge wollten, sollten wir sie dort holen, wo sie sich befände, etwa zwei Kilometer weit weg. Als wir mit dem Motorboot dorthin gelangen, erklärt man uns, wir müßten noch ein kleines Flüßchen hinaufrudern. Einer der Kautschuk-Sucher geruht, mich in seiner Piroge mitzunehmen, während mein Begleiter auf dem Boot bleibt. Der Seringueiro scheint ziemlich überrascht, daß ich ein Paddel handhaben kann.

Bald sehen wir eine Strohhütte, und der Mann sagt: «Hier ist die Piroge! Hier ... Hier ist sie ... !»

Ich sehe nichts. Doch, da unten entdecke ich sie, zwei Meter unter Wasser. Das ist üblich. Wenn man ein Boot nicht braucht, versenkt man es, damit das Holz nicht austrocknet. Ich lege Gürtel und Revolver ab und tauche in das laue Wasser. Der Seringueiro zögert, doch dann hilft er mir. Mit vereinten Kräften machen wir die Piroge flott.

Nun paddeln wir das Flüßchen hinunter, jeder in seinem Boot, zurück zum Motorboot. Dort hissen wir die Piroge auf das Dach, und so gelangen wir zurück ins Lager.

Am Nachmittag bereiten wir die Piroge für



die Reise vor. Mit Stücken alter Kisten bauen wir einen Doppelboden ein, um das Material zu verstauen.

Plötzlich merke ich, daß nur ein Paddel vorhanden ist. Die Seringueiros weigern sich, uns ein zweites zu geben.

So müssen wir uns denn selber helfen. Nach Einbruch der Dunkelheit schleiche ich aus der gemeinsamen Baracke und gelange geräuschlos zum Hafen. Aus der Piroge eines Seringueiros ergreife ich ein Paddel und trage es zurück in die Baracke.

Anderntags müssen wir allerdings eine List finden, um das Paddel zum Boot zu schmuggeln. Die Seringueiros schauen lachend unseren Vorbereitungen für die Abfahrt zu. Ich trete mit meinem Repetiergewehr aus der Baracke und lade die Kautschuksucher zu einem Schießwettkampf ein. Begeistert stimmen sie zu. Ich stelle hinter dem Lager eine Scheibe auf und nehme das Gewehr in Anschlag. Während jedermann mir zuschaut, trägt mein Begleiter schnell das Paddel in seinem Schlafsack in unsere Piroge.

So bald wie möglich breche ich jetzt den Wettkampf ab, gratuliere meinen Gegnern und verkünde, daß für uns nun der Augenblick der Weiterreise da sei.

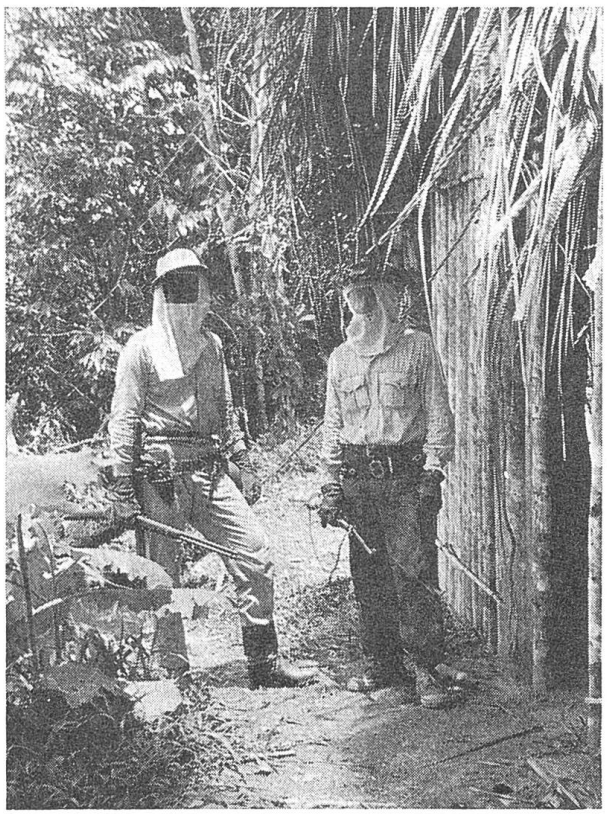
Beim Abschied spotten die Seringueiros: «Haben Sie Ihr Testament gemacht? Gut, die Indianer werden frisches Fleisch haben. Binden Sie Ihr einziges Paddel mit einer Schnur an, denn Sie könnten es verlieren!»

Einer sagte mir noch: «Es hat sehr gefährliche Stromschnellen auf der linken Flußseite. Folgen Sie nur immer dem rechten Ufer!»

Mühsam rudern wir jetzt mit einem Paddel, bis wir außer Sicht sind.

Die einsame Hütte

Wir haben den 15. Februar. Die Stunden vergehen ... eintönig ... Wasser, Himmel, Urwald ... Urwald, Himmel, Wasser ... Nach acht Stunden entdecken wir auf einer Inselspitze die Hütte eines Seringueiros. Wir legen an. Sogleich überfallen uns Tausende von Mücken und zwingen uns, die Schutzmasken anzuziehen. Die Hütte ist in einem traurigen Zustand, das Wasser erreicht fast die Türschwelle. Im Innern ein Lehmofen, einige leere Konservenbüchsen und Gefäße für die Kautschukernte. Darüber dichte Spinngewebe. Im



faulen Stroh des Daches krabbeln Grillen herum.

Wir hängen unsere Schlafmatten an die wackligen Pfähle und versuchen, darin auszuruhen.

Beim Erwachen am frühen Morgen stellen wir fest, daß die Moskito-Netze nicht viel genützt haben. Wir beschließen, auf unserer Reise nicht mehr anzuhalten, auch nachts weiter den Fluß hinunter zu fahren. So gefährlich es ist.

«On est foutu!»

16. Februar. Wolken. Gegenwind. Wir treiben zwischen einer Unzahl von Inseln dahin, ohne recht zu wissen, wo wir sind.

Die Piroge, schlecht ausgefüttert und schwer beladen, füllt sich in beängstigendem Maße mit Wasser. Von Zeit zu Zeit sehen wir an einem Ufer Banden von Affen, die in den Bäumen spielen. Ein Flußstück ohne Inseln erlaubt uns, wieder das rechte Ufer zu finden, und dem Rat des Seringueiros folgend, verlassen wir es nicht mehr.

Wieder müssen wir Wasser schöpfen: 15 Zentimeter im Fond des Bootes!

Um halb elf ertönt aus der Ferne ein ständiges Grollen. Ein Gewitter? Eine Stromschnel-

le? Plötzlich merken wir, daß das Wasser schneller fließt und uns gegen das Ufer treibt. Wir sehen nichts, weil wir an einer Biegung des Flusses sind. In wenigen Augenblicken passieren wir diese mit großer Geschwindigkeit und staunen wortlos vor einem Schauspiel, das bei anderer Gelegenheit wunderbar wäre. Die ganze Hälfte des Flusses ist von gischtbedeckten Stromschnellen gleichsam übersät. Da und dort ragen Felsblöcke und Bäume aus dem Wasser. Zu spät, um zu entrinnen, da die Stromschnellen sich über 800 Meter Breite ausdehnen!

Wir versuchen dennoch das rechte Ufer zu erreichen, um Äste ergreifen und so unsere Geschwindigkeit vermindern zu können. Unmöglich, das Ufer ist zu weit weg! Léonard sitzt vorne, ich hinten. Während wir wie ein Pfeil an einem Bäumchen vorbeischießen, das aus den Fluten ragt, gelingt es jedem von uns, einen Ast zu ergreifen. Einige Momente steht die Piroge still, aber eine fürchterliche Kraft stößt sie nach vorn, und – plötzlich – bricht mein Ast! Nur vorn festgehalten, dreht sich die Piroge und zwingt so meinen Begleiter, seinen Ast loszulassen.

Heck voran, springt die Piroge hoch und schießt mit voller Wucht auf ein anderes Bäumchen zu. Der Plastikbeschlag unseres Daches wird weggerissen, das Dach fliegt in Fetzen davon. Wieder hängen wir uns an die Äste. Fünf Meter weiter unten ragt drohend ein Felskopf hervor. Léonard schreit mir zu, daß er loslassen muß, um nicht von seinem Sitz gerissen zu werden. Ich kann nicht allein gegen die Gewalt des Stromes kämpfen und muß meinerseits den Ast fahren lassen, während das Schiff sich wieder nach vorn dreht.

In diesem Augenblick sehe ich schon unser Boot am Felsen zerschmettert und kann mich nicht enthalten, zu schreien: «On est foutu!»

Im Moment, da wir schon fast am Felsen aufprallen, gelingt es Léonard, ihm einen heftigen Fußtritt zu versetzen, so daß wir gegen ein anderes Gebüsch abgetrieben werden, das wir, ohne zu wissen wie, durchfahren. Noch ein Stein, der uns in die Höhe wirft ... einige Wirbel ... einige Wassergarben ... und wir sind tatsächlich am Ende der Stromschnellen. Im Fond der Piroge sind mehr als 20 Zentimeter Wasser.

Wir öffnen eine Büchse Sardinen, was unsere Reserve auf neun reduziert. In der Nacht lassen wir die Piroge im Strom treiben. Abwechselnd steuert der eine, und der andere richtet auf dem Materialhaufen ein mehr oder weniger gutes Lager und versucht zu schlafen. Der Himmel ist wieder klar, die Stille wird allein vom Plätschern des Wassers und vom Singen der Nachtvögel unterbrochen.

Mitternacht. Ich rauche Zigarette um Zigarette. Von Zeit zu Zeit springt ein Fisch aus dem Wasser. Die Worte des Seringueiro kommen mir in den Sinn: «Um die Schnellen zu meiden, folgen Sie stets dem rechten Ufer...» Weil wir diesem verbrecherischen Rat gefolgt sind, haben wir beinahe unser Leben gelassen.

Bevor die Nacht einbricht...

17. Februar. Am frühen Morgen basteln wir schnell ein neues Dach aus Plastiktuch. Sogleich entladet sich ein heftiges Gewitter auf den Fluß. Wir suchen Deckung zwischen den Bäumen des Ufers.

Bald geht es weiter. Das Mittagessen besteht aus einer Tasse kaltem Kaffee. Seit 26 Stunden sind wir nun ohne anzuhalten unterwegs. Unmöglich zu wissen, wieviele Kilometer wir zurückgelegt haben. Seit dem Barakkenlager hätten wir bereits ein Dutzend Seringueiro-Hütten antreffen sollen. Wir haben nur deren zwei gesehen.

Um Viertel vor drei kommt die dritte in Sicht, die erste, die bewohnt ist: ein schmaler Rauchfaden entweicht dem Dach. Wir legen an. Ein Mann kommt uns entgegen. Er trägt die Gesichtsmaske des Seringueiro, und seine Kleider sind voller Kautschukflecken.

Cristoforo wohnt auf dieser Insel mit seiner Frau und einem vierjährigen Töchterlein. Während seine Gefährtin uns schwarzen Kaffee zubereitet, erklärt er uns, daß seine Hütte die letzte des Reviers der Seringueiros sei. Von da an beginne das Gebiet der Canoeiro-Indianer. Deren Herdfeuer sollen nach der Aussage von Leuten, die sich hieher gewagt haben und die mir vor der Abfahrt begegnet sind, nur etwa drei Ruderstunden weiter abwärts sein. Cristoforo bestätigt dies und sagt: «Bevor die Nacht einbricht, müssen Sie bei den Canoeiros ... oder tot sein!»

15 Uhr. Zum Dank für den Kaffee geben wir Cristoforo eine unserer letzten Sardinenbüchsen. Seit 39½ Stunden fahren wir auf dem Juruena, davon 31 ohne Unterbruch. Bei den Rauchsäulen der Canoeiro-Dörfer muß

von links her ein Flüßchen in den Fluß münden. Dort stromaufwärts, befindet sich unser Ziel. Mehrere Male fahren wir in tiefe Wasserarme hinein, die sich unter der dichten Vegetation hindurchschlängeln. Doch sind sie nur das Werk des Hochwassers, und wir müssen immer wieder umkehren.

18 Uhr. Noch immer ist das Flüßchen nicht in Sicht. Und Cristoforo hatte doch gesagt: «Drei Stunden». Diesmal müssen wir nachts anhalten, denn wir könnten sonst am Ziel vorbeifahren. Wir können aber auch nicht an Land gehen, denn unter den Bäumen ist hier Wasser, so weit das Auge reicht. Es bleibt nichts anderes übrig, als die Piroge an einem Baum anzubinden. Der Reihe nach stehen wir Wache. Die Indianer greifen zwar selten in der Nacht an, aber eine Anakonda-Riesenschlange kann einem, wenn man nicht aufpaßt, böse Streiche spielen.

Der kleine Familienfilm

1) Geht ins Nonstop-Kino. Drei Viertel des Hauptfilms sind vorbei.

2) Hasst es, zuerst das Ende des Films zu kennen. Schliesst Augen.

3) Oeffnet nach endloser Zeit, wie ihm scheint, Augen wieder.

4) Film ist noch nicht viel weiter. Schaut schnell auf die Seite.

5) Betrachtet seine Fingernägel.

6) Versucht sich abzulenken, schaut Details an der Decke des Kinos an. Sind leider nicht interessant.

7) Denkt, Film sollte jetzt zu Ende sein. Sieht aber, dass Handlung weiterrollt.

8) Schliesst die Augen, versucht an etwas anderes zu denken.

9) Kommt ihm nichts in den Sinn.

10) Setzt sich bequemer hin und schliesst Augen grimmig.

11) Schläft tief ein.

12) Wacht auf und sieht, dass Film fertig und bereits erste Hälfte wieder vorbei ist. Verlässt verärgert das Kino.

Wenn wir das Flüsschen verpasst haben?

18. Februar. Um 6 Uhr geht es weiter. Bald müssen wir wieder eine Stunde lang vor Sturm, Wellen und Regen unter die Bäume flüchten. 8 Uhr. Wir fahren weiter. Die Stunden zerrinnen. Meine Befürchtungen nehmen zu. Wo ist die Mündung dieses verfluchten Flüßchens?

Auf meiner Karte 1:1 000 000 sehe ich, daß der Juruena etwa vierzig Kilometer weiter unten mehrere gefährliche Schnellen durcheilt – und nochmals fünf Kilometer weiter unten ist gar ein Wasserfall von fünfzig Metern Höhe: der Catarracte Augusto!

11 Uhr. Sieben Stunden Fahrt seit der Hütte Cristoforos. Sind wir am Flüßchen vorbeigefahren, ohne es zu sehen? Mit allen diesen Inseln wissen wir nicht einmal, ob wir wirklich dem linken Ufer folgen!

Wir rudern nicht mehr, lassen einfach die Piroge sich nach dem Willen der Strömung drehen. Mein Begleiter hält schweigend den Kopf zwischen den Händen, und ich fühle, daß die Angst, die in mir aufsteigt, auch von ihm Besitz zu ergreifen beginnt. Wir wissen beide, daß wir niemals vermöchten, mit einer so beladenen Piroge den Fluß wieder hinaufzurudern. Und wenn wir alle Werkzeuge und die ganze Ausrüstung fortwürfen – wir haben höchstens noch für einige Tage zu essen. Im besten Fall aber könnten wir in Wochen flußaufwärts zurückpaddeln. Nur für den Hinweg hatten wir die Fahrt in der Piroge vorgesehen – um die Erigpactsa nicht zu erschrecken. Für den Rückweg sollte uns ein Schiff der Kautschukgesellschaft dort abholen. Aber bis dahin würden mindestens acht Wochen vergehen.

Wenn wir jetzt das Flüßchen verpaßt haben?

Ich beginne zu überlegen. Das Material fortwerfen und dann die Erigpactsa doch nicht finden – auch das wäre das Ende. Das einzige, was wir tun können, ist anhalten. Aber wo? Beide Ufer sind überschwemmt, und die Piroge werden wir niemals durch das Dickicht der Lianen und Baumstämme durchzwängen können. Ich glaube, die beste Lösung wird sein, einen Bretterboden über dem Wasser zu errichten, zwischen den ersten Bäumen des Ufers, und uns dort einzurichten, mit unseren Schlafmatten und allem Material. Da werden wir ausharren müssen bis Ende April. Bis dann wird wohl der Direktor von Porto dos Gauchos eine Rettungsexpedition geschickt haben, nachdem uns sein Motorboot nicht bei den Erigpactsa gefunden hat . . .

Ob wir genug zu essen haben? Fische fangen? Ob das gelingt . . . und genügt? Ob sie uns finden werden? . . .

Ich sehe keine andere Lösung.

Ich wende mich an Léonard: «Mon vieux! Wir gehen noch zwei Stunden abwärts, um sicher zu sein, daß wir dieses verdammte Flüßchen verfehlt haben. Wenn wir es bis da nicht finden, halten wir an und bauen uns einen Bretterboden! Okay!»

Zu meiner Überraschung lehnt Léonard ab: «Ich will nicht zwei Monate und länger auf einem solchen Bretterboden hausen. Probieren wir, die Schnellen zu durchfahren. So können wir den Rio Tapejos, dann den Amazonas erreichen. In Santarem werden wir ein Flugzeug nehmen, das uns in zivilisierte Gegenden zurückführen wird.»

Ich versuche, ihm zu erklären, daß der Wasserfall eine Höhe von 50 Metern hat und Santarem 800 Kilometer weit weg ist! Vergebens. Wir sind nicht einmal mehr fähig, richtig zu reden. Jeder vertritt verbissen seinen Standpunkt.

Ich fange an, mich aufzuregen: «Als Organisator und Verantwortlicher meiner Expedition bin ich es, der die Entscheide trifft. In zwei Stunden halten wir an!»

«Ich nehme Befehle von niemandem an. Wir fahren weiter bis zum Amazonas!»

In unsere Auseinandersetzung verstrickt, denken wir nicht einmal mehr daran, daß man uns jederzeit einen Pfeil in den Rücken schießen könnte. Schließlich erkläre ich dem Begleiter, es stehe ihm frei, weiterzufahren und sich in den Stromschnellen umzubringen. Ich werde auf dem Bretterboden bleiben. Als er antwortet, er werde also die Piroge mitnehmen, explodiere ich: «Das Boot wird bei mir bleiben!»

Wir sind am Ende unserer Nerven. Infolge unserer Lage, der Müdigkeit, des Schlafmankos, der Hitze und der Mücken verlieren wir den Kopf. Wir haben in Voraussicht einer Begegnung mit den Indianern unsere Waffen versteckt. Jetzt nehmen wir sie wieder hervor, er seinen Revolver, ich mein Gewehr, und befestigen sie an unseren Ledergürteln.

11 Uhr 30. Seit einer Viertelstunde haben wir kein Wort mehr zueinander gesagt. Grauer Himmel . . . Wasser und Urwald . . . immer derselbe Urwald.

Die Piroge dreht sich nach dem Willen der Strömungen ... In meinem Kopf dreht sich alles ... 45 Stunden auf diesem Fluß ... Hitze ... mein Begleiter spielt mit seinem Revolver ... Was wird sein in knapp zwei Stunden, wenn die Zeit zum Anhalten gekommen sein wird? Werde ich, um nicht umzukommen, diesen Steckkopf töten müssen? Ich glaube, ich werde nie imstande sein, als erster zu schießen! Wenn ich ihn töte, werden mich die Gewissensbisse vielleicht mein Leben lang verfolgen ... Und wenn er zuerst schießt? Nein, es geht nicht anders. Das ist das Gesetz des Dschungels: töten, um nicht getötet zu werden!

Noch eine Stunde ... noch immer nichts.

Ich muß absolut die Piroge behalten. Sie wird mir unentbehrlich sein, um zu fischen. Ohne sie werde ich vor Hunger sterben auf dem Bretterboden.

«Nimm dein Paddel!»

12 Uhr 20 ... Während ich unwillkürlich die Vegetation anschaue, bereite ich zwei Tassen Kaffee, gemischt mit Milch und Maizena ... In diesem Augenblick ist die Lage des Bootes so, daß Léonard mit dem Rücken zum Ufer sitzt, ich aber diesem zugewandt bin. Plötzlich will mir scheinen, daß ich einen versteckten Wasserarm unter dem Blättergewirr erblicke. Die Strömung ist schwach, aber das Wasser scheint doch langsam in den Juruena zu fließen.

Ich ergreife das Paddel und rufe meinem Begleiter zu: «Nimm dein Paddel und paddle!»

Wir paddeln etwa fünfzig Meter den Wasserarm hinauf – tatsächlich gegen die Strömung! Plötzlich glaube ich, dumpfe Geräusche zu vernehmen, wie wenn jemand mit einem harten Gegenstand gegen einen Stamm schlüge. Kein Zweifel, da wird ein Baum gefällt ... und in dieser Gegend können es nur die Canoeiros sein! Wir haben unser Flüßchen gefunden!

Jetzt erwartet uns ein neues Abenteuer – der Kontakt mit den Indianern. Für den Augenblick binden wir die Piroge an einen Baum und machen uns an eine unserer letzten Sardinenbüchsen.

Der Willkomm der Erigpactsa

21 Uhr. Der Alptraum ist zu Ende. Wir sind bei den Erigpactsa. Vor 33 Tagen bin ich in Rio de Janeiro weggefahren. Am Abend dieses gräßlichsten Tages unserer abenteuerlichen Fahrt, am 18. Februar 1962, sind wir am Ziel. Es regnet.

Die Indianer haben keine große Überraschung gezeigt, als sie uns sahen. Sie ließen sich blicken, als wir im Begriff waren, zu landen. Bäume, die vom Hochwasser entwurzelt worden waren, verstopften das Flüßchen und zwangen uns, die Durchfahrt mit dem Buschmesser frei zu machen. Ein falsches Manöver ließ uns fast umkippen. Da erblickten wir auf der linken Seite die Öffnung einer Lichtung.

Als die Nase unserer Piroge sich in die Uferböschung bohrte, zeichnete sich einige Meter über mir, über einem gefällten Stamm, eine Silhouette ab: ein Farbiger mit einem Schurz aus Pflanzenfasern, Faserbändern um Hand- und Fußgelenke, mehreren Halsbändern aus Samenkörnern, einem Gehänge aus Wildschweinzähnen, wie mir schien, und Federbüschen an den Ohren. In seinen Händen hielt er einen schwarzen Bogen und einige Pfeile! Er war klein. Seine schwarzen, glatten Haare waren über der Stirn zu einer kurzen Franse geschnitten, während sie seitlich in finsteren Wellen auf die Schultern herunterfielen. Er beobachtete uns, ohne mit einer Wimper zu zucken. Nur seine Augen drückten ein wenig Überraschung aus.

Fünf oder sechs Männer erschienen noch, einzelne in zerrissenen Hosen. Die einen blickten uns feindselig an, die anderen zeigten ein spöttisches Lächeln, das aber nicht ihr Staunen verbergen konnte.

Trotz der inneren Bewegung, die mich bei jeder ersten Begegnung mit Indianern erfaßt, trotz der Furcht auch, verspürte ich die Genugtuung, die man empfindet, wenn man alte Freunde wiedersieht, welche man sehr lieb gewonnen hat. Unbekannte Freunde gewiß, aber Angehörige jener großen Familie der Söhne der Wildnis.

Was alles aber sich von da an zutrug, das gehört bereits zu einem neuen Kapitel, das so umfangreich werden sollte, daß ich gesondert darüber berichten muß.